

Barbara Schiffer

## Beredtes Schweigen ...

Von der Schwierigkeit, das Wort Fleisch werden zu lassen

ICH BIN GEFRAGT WORDEN, etwas über »Queer-Theologie und Queer-Praxis im lesbischen Pfarramtsalltag« zu schreiben: Möglichst praxisnah, möglichst konkret mit Ideen, die sich umsetzen lassen ...

Ich beginne mit dem Schweigen. *Queeres* Leben findet in meinem alltäglichen Dienst als Pfarrerin kaum Ausdruck und darum auch kaum Widerhall. Es bleibt ohne Worte, ohne Taten, also auch ohne Praxisentwürfe, die für schwule Kollegen interessant sein könnten. Zwar definiere ich meine Identität nicht mehr über die Konstruktion der heterosexistischen Zweigeschlechtlichkeit, auch die lesbischen Identitätsschuhe sind mir zu klein geworden, aber was tritt sichtbar an diese Stelle?

So ist meine erste Beobachtung eine uralte: Unsichtbar bleibt die Lesbe, wenn sie sich nicht als Lesbe zeigt. Unsichtbar bleibt die *queere* Identität, wenn sie nicht *queer* agiert und es als solches benennt.

Aber auch diese eine Erfahrung möchte ich doch erwähnen: »Schwulsein oder Lesbischsein – das ist in dieser Gemeinde kein Thema.« So sprach meine liebe Kollegin zu mir, als ich meine erste Stelle in einer Hamburger Stadtrandgemeinde antrat. Nichtsahnend, dass sie mit diesem Satz meine alltägliche Erfahrung der lesbischen Unsichtbarkeit (»kein Thema« zu sein, heißt nicht würdig des Anschauens zu sein) reinszenierte, wollte sie mir »eigentlich« damit sagen: »Hier kannst Du offen lesbisch leben, kein Problem.« Was insofern auch stimmte, denn meine Lebensform war unausgesprochen klar. Da war die *Queer*-Flag auf meinem Auto und ein Kollege, der unauffällig, aber dennoch eindeutig schwul seine Sache dort sehr gut machte. Die »Erstberührung« mit dem Thema hing also nicht an meiner Person. Es gab im Kirchenvorstand ein kritisches Bewusstsein für den kirchlichen Heterosexismus. Mein schwuler Kollege und ich waren uns – dem *queeren* Zeitalter angemessen – einig darin, dass wir mehr Gemeinsamkeiten empfanden mit einer allein erziehenden heterosexuellen Kollegin als mit so mancher schwu-

len oder lesbischen »Schwester im Talar« – *Queer* Alltag zumindest im »Inner-Circle« der Gemeinde und im Pfarrteam.

Dennoch haben wir trotz allem nicht *queer* von der Kanzel gepredigt. Dies geschah mindestens so sehr aus dem Bemühen heraus, einen Teil unseres Lebens vor der beruflichen Vernutzung und dem Blick der gemeindlichen Öffentlichkeit zu schützen wie aus verinnerlichtem Heterosexismus. Teile der Gemeinde wandten sich bei meiner Einführung in die Gemeinde mit der Bitte an mich, doch Widerstand zu leisten gegen die homosexuelle Durchdringung des Pfarrteams. Solche Kritik aus evangelikalischen Kreisen, auch in Gestalt von nicht aufgehörender patriarchaler Beschimpfung von Frauen im Pfarramt, gehört zum Pfarralltag dazu. »Geschenkt« ist diese Kritik dennoch nicht. Im Konfirmandenunterricht hatte ich dieselbe Not wie alle anderen, mit schwulen- und neuerdings auch lesbenfeindlichen Sprüchen umgehen zu müssen. Meine Kollegin hat es allerdings geschafft, dass die Jugendlichen bei einer Aktion auf einer Sommerfreizeit ein bißchen *queere* Identität schnupperten: Unter dem Stichwort »Boys will be girls and girls will be boys« hat sie tatsächlich immerhin drei Jungen und – nicht verwunderlich – mehr als zehn Mädels zum Rollentausch gebracht. Die Verkleidungen und Gesten waren den Geschlechterkonstruktionen angemessen und durften sogar im Bild festgehalten werden. Also ein Tipp an die KollegInnen: Drei Wochen Schwedenfreizeit mit einer Horde pubertierender Jugendlicher sind ein hoher persönlicher Einsatz, können aber durchaus einen Beitrag zum Thema »*Queer* in die Pubertät« bringen. Auch wahr ist allerdings, dass die Kollegin das Ganze pädagogisch mehr unter »Fun & Action« denn unter *queere* Gender-Pädagogik verbucht hat.

Neben der klassischen Lesben- und Schwulenfeindlichkeit sind Verstummen und Verleugnung gängige Strategien der heterosexistischen Verwerfungslogik heute. Manchmal kommt diese stumme Unsichtbarkeit im Gemeindealltag daher als homofreundliche Haltung der Selbstverständlichkeit und Pseudo-Liberalität. Manchmal kommt sie daher als angepasste, unauffällige schwule oder lesbische pastorale Identität, die Wege bereitet hat, aber auch den Nachfolgenden politisch den Wind aus den Segeln genommen hat. Manchmal ist aber auch das gleiche Phänomen wie bei so vielen anderen sozialen Befreiungsbewegungen und -theologien zu beobachten: Der Druck »von oben«, vom juristischen Gesetz würde Butler sagen, ist nicht mehr spürbar, die Notwendigkeit nicht mehr eklatant. Es gibt uns ja (in Nordelbien) und das schon in zweiter, dritter Generation, uns offen lebende schwule und lesbische PfarrerInnen, manche sogar in hohen kirchlichen Leitungsfunktionen. Dass es unter den schwulen und lesbischen KollegInnen welche gibt, die sich aufgrund der Qualität ihrer Arbeit und schwulen/lesbischen Selbstinszenierung voll ins Abseits bringen und zurecht von allen Seiten Kritik ernten und dies ohne, dass es damit zu einer Grundsatzverwerfung von Schwulen und Lesben im Amt kommt, ist denn auch ein Beitrag zum Thema »Differenz

und Vielfalt«. So what? Identitätspolitisch sind wir im Moment zumindest in Nordelbien in einem Stadium eines »Vakuum des allgemeinen (stummen) Wohlwollens« angelangt.

Im Gemeindefarramt wirkt queere Praxis vor allem über die eigene Person, sprich über das authentische Einbringen der eigenen Identität. In manchem seelsorgerlichen Gespräch ist mir meine lesbische, queere Identität hilfreich für die Einfühlung in den anderen/die andere. Auch bot meine lesbische Lebensform öfters den Anhalt für seelsorgerliche Gespräche: »Zu ihnen kann ich kommen, wissen Sie, meine Tochter ist lesbisch und das ist in unserer Familie ein Problem«. Letztlich war das empfundene Problem nicht in der lesbischen Lebensform der Tochter, sondern im Familiensystem begründet. Dies zu durchschauen hat mir meine lesbische Lebensform geholfen. Wenn ich mich daran erinnere, macht es mir immer wieder Mut, mich weiterhin zu outen und noch deutlicher zu werden. Denn die lesbische/schwule Lebensform ist zwar nicht per se, aber dennoch oft ein »Opener«, ein Schlüssel zu den Menschen; sie kann eine Kompetenz darstellen, die Menschen anspricht.

Hingegen fehlt es an allen Enden an einer inhaltlichen, einer theologischen, einer gemeindepädagogischen Aufarbeitung und Einarbeitung von *queeren* Erfahrungen und Zielen in »Alltagstheologie« und in gemeindliche Praxis. Dies gilt auch für die gottesdienstliche Sprache.

Hieran schließt sich eine weitere, eher theoretische Beobachtung zum »Schweigen« an. Ich bin mit einer 50 % Stelle im Frauenwerk des Kirchenkreis Stormarn als Pastorin angestellt. Kernkompetenz der nordelbischen Frauenwerksarbeit ist die feministisch-theologische Bildungsarbeit – in theologischer Theorie und spiritueller Praxis.

Als eine, die im Dekonstruktionsfeminismus und in der *Queer*-Bewegung zuhause ist, hat sich mir hier ein Arbeitsfeld eröffnet, das Lust macht vom Schweigen ins Reden zu kommen. Der Feminismus ist eine der Wurzeln, die dem *queeren* Denken Nahrung gegeben hat, wie es z.B. im Werk von Judith Butler nachzulesen ist. Das Thema »Gender« ist quasi ein hausgemachtes im Feminismus. Fragen nach sexueller Orientierung und Praxis, nach biologischem und sozialem Geschlecht sind genuin feministische Interessen, die auch in der evangelischen Kirche breiten Raum eingenommen haben, so in der Frauenkirchenbewegung der letzten 30 Jahre. Ein munteres Arbeiten und Verbreiten von *queeren* Inhalten sollte man meinen, wäre dort nicht nur möglich, sondern auch bereits Selbstverständlichkeit, oder?

Warum das Schweigen dennoch groß ist: Die Basis der Frauenkirchenbewegung besteht mehrheitlich aus heterosexuellen Frauen, die sich im sogenannten »Gleichheitsfeminismus« verorten. Diese Spielart des Feminismus gründet historisch in den ersten Kämpfen der Frauen um Gleichberechtigung von Frauen und Männern in Gesellschaft und Kirche. Gekoppelt ist dies in der Kirchenszene mit einem Denken, dass Frauen und Männer sich »harmonisch« (mit ihren nun positiv besetzten, »klassischen« Unterschieden)

ergänzen sollten. Desweiteren gibt es viele Frauen, die durch den Feminismus der Italienerinnen, die sich rund um den Mailänder Frauenbuchladen gruppierten, geprägt sind. Dieser Feminismus ist verbunden mit dem »Affidamento«-Gedanken. Ziel ist es, gegenüber der symbolischen Ordnung der Männer eine eigene, weibliche Ordnung zu bilden, in der Frauen sich vornehmlich auf Frauen beziehen, sich untereinander anvertrauen. Dabei wird ähnlich wie im Gleichheitsfeminismus von einem allgemeinen Unterschied zwischen Männern und Frauen ausgegangen, der allerdings nun nicht weiter definiert wird. Auch dieses Denken geht von der Zweigeschlechtlichkeit der Menschheit als (heterosexuelle) Männer und Frauen aus und trägt reichlich Klischees von heterosexueller Männlichkeit und Weiblichkeit im Gepäck, die mehr oder weniger unbewusst und kritisch tradiert werden.

Das Thema »Gender«, wie es in der *Queer*-Bewegung in Theorie und Praxis (!) aufgebracht wurde, findet seine Aufnahme in einer dritten, der jüngsten Spielart des Feminismus, in eben jenem Dekonstruktionsfeminismus. Eine Theologin, die mit ihrem Ansatz in der evangelischen Theologie und in Nordelbien Anklang findet, ist die »Clownin-Theologie« von Gisela Matthiäe. In der Figur der »Clownin Gott« sind all jene Elemente enthalten, die die Zweigeschlechtlichkeit in Frage stellen, die ein neues Empfinden und Erleben von Geschlechtlichkeit ermöglichen, ohne dabei in einer unpolitischen Beliebigkeit abzudriften. Das Durchdenken dieses Feminismus im kirchlichen Diskursraum – vor allem mit Blick auf die Frauenwerksarbeit – hat also nur partiell nicht stattgefunden. Wir stehen aber vor der Herausforderung, die kirchliche Basis in dieses kaum bekannte und junge Denken »mitnehmen« zu wollen, sehr anspruchsvolle intellektuelle Inhalte zu elementarisieren und die säkularen Gedanken des Dekonstruktionsfeminismus in eine theologisch fundierte Denkweise zu überführen.

Theologisch stellt sich für uns die schwierige Aufgabe, eine Sprache zu entwickeln, die die »Transgender-Identität« Gottes ausdrückt, eine Sprache, die theologisch fundiert, für menschliche Ohren verständlich, für den Gottesdienst brauchbar und geistlich inspirierend ist. Auf den Punkt gebracht braucht es für mein Empfinden eine »Poesie der *Queerness* Gottes«. Um diese Aufgabe anzugehen, benötigen wir Zeit, Kreativität und vor allem *Menschen* in und außerhalb der Kirche, an der Basis, in den Universitäten, die Lust haben, gemeinsam diese Aufgabe anzugehen.

Mit diesem letzten Satz habe ich einen Paradigmenwechsel in der Frauenwerksarbeit vollzogen, der, wenngleich äußerlich vielleicht kaum zu erkennen, dennoch in meiner Arbeit von entscheidender Bedeutung ist. Frauenwerksarbeit ist dem Selbstverständnis nach immer Arbeit von, mit und für Frauen à la »Wir für uns und andere Frauen« gewesen. Mit dem Gender-Gedanken ändert sich dieses Selbstverständnis. Die Frage ist: »Wer ist dieses ›Wir?« Statt Zweigeschlechtlichkeit zu tradieren wird etwas Neues, etwas »Drittes« gewagt, von dem kein Mensch weiß, wie es auszusprechen

sein wird. Statt Identitätspolitik »für Frauen«: Politik für die »verworfenen Geschlechter« ... Statt einem »Frauenwerk« ein »Kompetenzzentrum für Frauenarbeit, Genderfragen und Lebensformen«? So ein Kompetenzzentrum kann nicht aus »Frauenwerk plus Männerwerk plus Lesben plus Schwule« gebildet werden. Das wäre der Tod im Topf und bliebe in der alten Identitätslogik kleben. So eine »Werkstatt« müsste sich per se losmachen vom Lobbyismus der Geschlechter, also von einem identitätspolitisch ausgerichteten Arbeiten. In solch einer Werkstatt sollten Menschen arbeiten, die, gemeinsam auf dem Boden einer Patriarchats- und Heterosexismusanalyse stehend, Theologie neu denken wollen. Es geht mir um einen Konsens in der Denkweise, darum, aus den unterschiedlichsten geschlechtlichen Existenzweisen heraus, gemeinsam am selben regenbogenfarbenen Strang zu ziehen. Dies schließe dann ausdrücklich auch eine Beteiligung der transgender-People ein.

Dies ist meine Vision. Noch stricken wir alle eher am »Lobbyismus der Geschlechter«, haben hier in Nordelbien den Konsult (Konvent schwuler und lesbischer TheologInnen) und beobachten, wie auch die Hetero-Männer an ihrem Männerwerk basteln. Diese Bemühungen – wie auch die klassische Frauenarbeit – funktionieren nach dem Schema der Repräsentanzpolitik und Identitätslogik und stellen darum nur sehr wackelige Krücken dar, bei denen zu bezweifeln ist, ob und wie sie »Queerness« im kirchlichen Kontext weiterbringen. Mancherorts gibt es immerhin ein Bewusstsein dafür. Ich nehme in Frauenwerkskreisen denn auch Ratlosigkeit und Hilflosigkeit wahr, wie denn identitätspolitische Frauenarbeit – die in Sachen Frauensozialarbeit, Gleichstellungspolitik etc. durchaus ihre Berechtigung behalten hat – und dekonstruktive Genderarbeit unter einen Hut zu bringen sind. Momentan traut sich noch keinEr, diesen Hut richtig neu zu stricken und zu schneiden. Aber, und das macht mir Mut, es gibt Menschen hier im Norden, die fasziniert dieser neue Hut – zunächst nur im Kopf, aber einige auch schon mit dem Herzen.

Es sind also noch viele Schritte hin zu einer »Queeren Theorie und Praxis im Pfarramtsalltag«. Wahrscheinlich wird es auf diesem Weg eine weite Strecke des Nebeneinanders von altem Geschlechter-Lobbyismus und experimenteller *Queerness* geben. Letzteres wird wachsen, so hoffe ich, und spätestens im Reich Gottes wird die Vision erfüllt sein. Auf dem Weg dorthin wird es sicherlich noch einiges beredtes Schweigen geben, aber auch leises Flüstern ist schon zu hören.

*Dr. Barbara Schiffer*, Jg. 1966, lesbisch-feministische Theologin, Pastorin in der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche seit 2001. Derzeit eine halbe Stelle als Gemeindepastorin in der »Kirche in Steinbek« und eine halbe Stelle im Frauenwerk des Kirchenkreis Stormarn. Tel. 040/41 30 47 69 (d.); E-Mail: b.schiffer@hamburg.de